Erschienen in: Deutsche Sprache, Jg. 44 (2016), H. 3, S. 193-213

Simon Pröll / Stefan Kleiner

Silbengrenzen im Gebrauchsstandard
Empirie, Theorie und Typologie

Abstract

Im Folgenden werten wir Daten zu jeweils zehn Lexemen von mehreren hundert Sprechern aus, um die Realisierungspraxis von hiatfähigen Silbengrenzen im Gebrauchsstandard empirisch aus regionaler und sozialer Perspektive darzustellen. Wir stellen die Ergebnisse in Zusammenhang mit der Entstehung des Neuhochdeutschen unter Substratwirkung des Niederdeutschen und zeigen, was dies für die Hypothese eines typologischen Wandels des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache nach sich zieht.

The following article uses data from ten lexemes, each read by several hundred speakers, to assess the way in which syllable boundaries featuring a possible hiatus are realized in spoken Standard German. Both a regional and a sociolinguistic viewpoint are taken. We argue for a connection between our findings and the genesis of New High German with the interference of a Low German substratum. In addition, we outline the consequences for the hypothesis that German underwent a typological change from a syllable to a word language.

1. Einleitung

Die Variation der Artikulations- bzw. Glottisverschlussvorgänge an der Silbengrenze ist bislang empirisch praktisch nicht systematisch untersucht worden (vgl. Abschnitt 2), obwohl sie in der Theorie mitunter eine Schlüsselrolle spielt. Um diese Lücke zu verkleinern, soll der vorliegende Aufsatz anhand der Standardaussprache von insgesamt 813 Sprechern Auswertungen zur aktuellen regionalen und soziolinguistischen Variation bereitstellen (vgl. Abschnitt 3). Im Anschluss werden der Zusammenhang – bzw. ein Fehlen desselben – mit einer Hypothese des kontinuierlichen typologischen Wandels des Deutschen aufgezeigt, der Status bzw. die Herausbildung der neuhochdeutschen Standardlautung als Kontaktphänomen mit dem Niederdeutschen hergeleitet sowie generelle typologische Konsequenzen gezogen (vgl. Abschnitt 4). Dazu untersuchen wir die Variation an der Silbengrenze von zehn Lexemen (*beachten*, *Beamter*, *Diäten*, *Ereignis*, *gegenüber*, *Oase*, *real*, *Ruine*, *Theater* und *Verein*) an insgesamt 8810 Tokens.

2. Forschungsstand zur Variation an der Silbengrenze

Eine der wenigen expliziten Aussagen zur synchronen[1] regionalen Verteilung findet sich im Variantenwörterbuch des Deutschen (Ammon et al. 2004, S. LIII). Dort wird die diesbezügliche Variation als einer der „auffälligsten Unterschiede zwischen norddeutscher, teilweise auch mitteldeutscher Standardaussprache einerseits und süddeutscher, österrei-

[1] Diachron ist der Glottisverschluss naturgemäß nur schwer nachzuweisen – zu den üblichen Unklarheiten in der Phonem/Graphem-Korrespondenz gesellt sich das Problem, dass für den Knacklaut kein eigenes Graphem existiert. Indirekt lässt er sich eventuell über den Stabreim nachweisen: Dort bietet das Staben unterschiedlicher Vokale untereinander einen Hinweis darauf, dass eventuell der glottale Knacklaut als stabender Konsonant angesehen, also vorhanden war (so z.B. Krech 1968, S. 12; Lehnert 1990, S. 35). Bereits die Runenschnalle von Pforzen (vorahd., 6. Jahrhundert) (vgl. Düwel 2008, S. 19–22) lässt diesen Schluss zu („Áigil andi Áilrun élahu[n] / *Íltahu gasókun“, Düwel 2008, S. 21).

chischer und schweizerhochdeutscher andererseits“ klassifiziert. So sei im nördlicheren Teil

> ein Stimmritzenverschluss (Glottostop) vorgeschaltet, wodurch sie von der vorausgehenden Einheit deutlich abgesetzt sind (z.B. in Wortfolgen wie *im Allgemeinen, ein Auto* usw. und bei mit Vokal beginnenden Silben wie in *Ver|ein, ge|eint* usw.). Dagegen gehen im südlichen Teil des deutschen Sprachgebiets, besonders in der Schweiz und in Österreich, solche Lautfolgen nahtlos ineinander über. (Ammon et al. 2004, S. LIII)

Für die Orthoepie ist das Phänomen in den Wortlisten aller gängigen Aussprachewörterbücher des Deutschen kodifiziert; Tabelle 1 bündelt die jeweiligen Angaben zu den hier untersuchten zehn Lexemen, jeweils fünf Lexeme aus dem Erbwortschatz und fünf Entlehnungen aus dem Romanischen. Die Belege werden unverändert übernommen (daher steht – wie in den Originalpublikationen – in den Spalten für Siebs, GWDA und Duden „|“ als Symbol für den glottalen Knacklaut).

	Siebs	GWDA	DAW	Duden 6	
beachten	bə|ˈɑxtən (2)	bə|ˈaxtn̩ *od.* -tən	bəˈʔaxtn̩	bəˈ|axtn̩ (3)	Erbwortschatz
Beamter	1bə|ˈɑmtər; 2be|ˈɑmtɛʁ	bə|ˈamtɐ (4)	bəˈʔamtɐ (5)	bəˈ|amtɐ (6)	
Ereignis	1ɛr|ˈɑegnɪs; 2ɛʁ|-	ɐ|ˈaeknɪs	ɐˈʔa̯ɛ̯gms	ɛɐ̯ˈ|aɪ̯gnɪs	
gegenüber	1ge:gən|ˈy:bər; 2ge:gn̩|ˈy:bɛʁ	gegn̩|ˈy:bɐ *od.* ge:gən-	ge:gn̩ˈʔy:bɐ	ge:gn̩ˈ|y:bɐ	
Verein	1fɛr|ˈɑen; 2-ʁ|-	fɐ|ˈaen	fɐˈʔa̯ɛn	fɛɐ̯ˈ|aɪ̯n, österr vorw., schweiz. nur, südd. auch: fɛˈraɪ̯n	
Diäten	diˈɛ:tən (7)	di|ˈɛ:tn̩ *od.* -tən	diˈɛ:tn̩	diˈ[|]ɛ:tn̩	Lehnwortschatz
Oase	o|ˈɑ:zə	o|ˈɑ:zə	oˈa:zə	oˈ[|]a:zə	
real	re|ˈɑ:l	re|ˈɑ:l	ʁeˈa:l	reˈ[|]a:l	
Ruine	ru|ˈi:nə	ru|ˈi:nə	ʁuˈi:nə	ruˈ[|]i:nə	
Theater	1teˈɑ:tər; 2-ɛʁ	te|ˈɑ:tɐ	teˈʔa:tɐ *od.* teˈa:…	teˈ[|]a:tɐ	

Tab. 1: Standardkodifikation der untersuchten Lexeme in Aussprachewörterbüchern

Die Aussprachewörterbücher äußern sich zum Thema aber auch explizit: Laut Siebs (1969, S. 26) hat in deutschen Wörtern beim Aufeinandertreffen von Vokalen an der Silbengrenze ein Neueinsatz stattzufinden, in „nichtdeutschen Wörtern“ dagegen „keinesfalls“ (vgl. aber Tabelle 1!). In Entlehnungen aus dem Romanischen wird der Vollverschluss nicht als notwendig angesehen. Die Realisierungspraxis wird folgendermaßen beschrieben: Ist die Motivation der Wortbildung nicht mehr erkennbar, also z.B. in nicht mehr durchsichtigen Zusammensetzungen, so begünstige dies den Verlust des Vollverschlusses, v.a. „wenn das erste Zusammensetzungsglied unbetont ist und auf Liquida oder Nasal ausgeht“ (Siebs

2 Durch Analogie erschlossen, vergleichbarer Beleg im Siebs: [bə|ˈɑpzɪçtɪgən].

3 Durch Analogie erschlossen, vergleichbarer Beleg in Duden 6: [bəˈ|ampl̩n].

4 Durch Analogie erschlossen, vergleichbarer Beleg im GWDA: [bə|ˈa:tɐ].

5 Im DAW nur verzeichnet als [bəˈʔamtə].

6 Im Duden nur verzeichnet als [bəˈ|amtə].

7 Pluralform erschlossen, im Siebs nur im Singular belegt: [diˈɛ:t].

1969, S. 52). Gemäß GWDA (1982, S. 28) und DAW (2009, S. 26, 52–54) seien Vokale im betonten Silbenanlaut (absolut oder nach Präfix) aus dem Vollverschluss heraus zu artikulieren. Der Knacklaut hätte „in diesen Positionen eine grenzsignalisierende Funktion: Er markiert den Beginn einer neuen, vokalisch anlautenden Silbe und erleichtert damit das morphologische Parsing (z.B. *Sprech-erzieher*, *Hör-erwartung*)" (DAW 2009, S. 52). In romanisch- und slawischstämmigen Wörtern (GWDA) bzw. generell in „fremden Wörtern" (DAW 2009, S. 53) trete grundsätzlich kein Neuansatz auf; er unterbleibe außerdem, „wenn eine Verschiebung der Sprechsilbengrenze (abweichend von der Etymologie) zum allgemeinen Sprachgebrauch gehört" (DAW 2009, S. 53). *Theater* gehöre explizit – aber unbegründet – zu „einigen Einzelwörtern" (DAW 2009, S. 53), in denen auch ein Verschluss auftreten könne. Interessanterweise ist im GWDA, das als Vorläuferwerk des DAW angesehen werden kann, der Glottalverschluss durchgängig in allen hier betrachteten Fällen kodifiziert. Eisenberg (2012, S. 202) führt aus, dass Hiate im Kernwortschatz meist durch Konsonanten „überbrückt" würden, was in der Kompositionsfuge sowie „an potentiellen Wortanfängen durch den glottalen Verschlusslaut" geschehe. In Fremdwörtern werde der Hiat prätonisch eher mit einem Glottisverschluss überbrückt, posttonisch dagegen nicht (Eisenberg 2012, S. 203). Im aktuellen Aussprache-Duden wird angeführt, dass die Silbengrenzen „im Süden des deutschen Sprachraums, besonders in Österreich und der Schweiz [...] häufig [...] phonologischen Regularitäten" (Duden 6, S. 58) folgen, nicht morphologischen. In diese Darstellung sind bereits Ergebnisse der vorliegenden Studie mit eingegangen. Die in Tabelle 1 abgebildeten Transkriptionen stammen aus der neu erschienen 7. Auflage von Duden 6, die im Vergleich zu Vorgängerauflagen und zu den anderen hier aufgeführten Aussprachewörterbüchern eine deutlich deskriptivere und damit auch „variantenfreundlichere" Ausrichtung hat. Dies spiegelt sich in diesem Fall auch in den im Wörterverzeichnis verwendeten Transkriptionen wider, die Notation „[|]" soll die Optionalität des Glottalverschlusses in den betreffenden Wörtern anzeigen.

3. Empirie

3.1 Herkunft der Daten

Zur empirischen Ermittlung des aktuellen Variationsstands nutzen wir Daten, die ursprünglich aus zwei verschiedenen Korpora stammen: Eines davon ist räumlich auf den Regierungsbezirk Bayerisch-Schwaben eingegrenzt (also weitgehend ohne inhärente regionale Variation konzipiert), dafür aber in Hinsicht auf Sozialdaten (insbesondere Alter) bewusst weit gefächert, das andere deckt – unter möglichst konstanten sozialen Parametern – den gesamten zusammenhängenden deutschen Sprachraum ab, um im Idealfall die „reine" regionale Variation im Gebrauchsstandard erfassen zu können. Alle Daten zum Korpus Bayerisch-Schwaben entstammen zwei Veranstaltungen an der Universität Augsburg: Insgesamt 142 Personen (in Bayerisch-Schwaben geboren bzw. mit frühem und langem Aufenthalt) wurden von 16 Studierenden akquiriert und aufgenommen (siehe ausführlicher Kleiner/Pröll 2014).[8] Die Aufnahmen beinhalten einen Lesetext (die Fabel „Nordwind und Sonne"), eine Leseliste (297 Lemmata), ein freies Interview und eine Dialektübersetzung. Wir nutzen hier zehn der Lexeme der Leseliste. Zur Analyse eventueller Wandeler-

[8] Wir danken den Teilnehmern dieser Seminare (in alphabetischer Reihenfolge: Isabella Berz, Heidrun Durnberger, Julia Engel, Janina Franzke, Yvonne Halfter, Christina Heiland, Stefan Janovsky, Maria Kiefer, Carina Meitinger, Katrin Modlinger, Michaela Pfadenhauer, Pamela Proksch, Ying Qiang, Stefanie Ries, Christa Rieß und Laura Werner) herzlich für ihr entsprechendes Engagement.

scheinungen (unter der *apparent-time*-Hypothese) wurden die Sprecherinnen und Sprecher in drei (unterschiedlich große) Altersgruppen aufgeteilt: 20–39 Jahre (65 Personen), 40–64 Jahre (55 Personen), ab 65 (22 Personen). Die soziale Zusammensetzung ist ähnlich; es gibt mehr Personen mit Hochschulreife als ohne, Bildung korreliert mit Alter (Alterseffekte könnten demnach im Grunde auch maskierte Bildungseffekte sein)[9]. Als zweites Korpus greifen wir – zur gezielten Analyse geografischer Aspekte – auf Material des *Deutsch heute*-Projekts zurück, in dessen Rahmen zwischen 2006 und 2009 Daten von insgesamt 829 Sprechern gesammelt wurden (vgl. Kleiner 2014; Publikation weiterer Ergebnisse unter http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/). Diese Erhebungen waren deutlich umfangreicher; die dort (unter anderem) abgefragte Lexemliste diente als Vorbild für die bayerisch-schwäbischen Seminaraufnahmen, beide Datensätze sind daher parallelisierbar. Genutzt werden die Aufnahmen der 671 Oberstufenschüler dieses Korpus.

3.2 Belegtypen

Wir unterscheiden im Folgenden zwei Varianten der hiatfähigen Silbengrenze, „getrennt" und „gebunden": In der „getrennten" Variante kommen die Bewegungen des Artikulationsapparats an der Silbengrenze zum völligen Stillstand. Die Glottisschwingung beginnt erst wieder mit neuer Sprengung aus dem Vollverschluss heraus. Die „gebundene" Variante zeigt dagegen keine Unterbrechung des Stimmtons und keine maschinell dokumentierbare Silbengrenze. Abbildung 1 zeigt jeweils ein charakteristisches Oszillogramm und Spektrogramm jedes Typs. Links ist der Sprengungsvorgang der Glottis klar durch einen breitbandigen, nichtrepetitiven Impuls erkennbar und erfolgt aus der Stille heraus. Rechts ist zu sehen, wie die Formantenstruktur von [ɛ̈] fließend in die von [a] übergeht, Amplitude und Tonhöhe bleiben dabei weitgehend konstant.

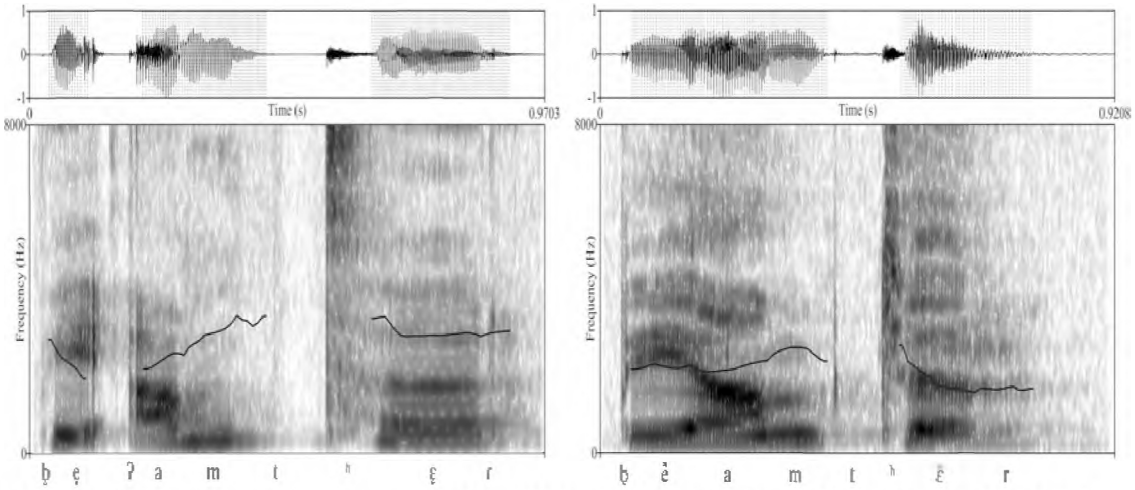

Abb. 1: Leitvarianten der Hiatrealisierung, Beispiel *Beamter* (links mit Glottalverschluss, rechts ohne)

Diese beiden Typen unterscheiden sich nicht nur in artikulatorischer, sondern auch klar in perzeptiver Hinsicht. Dazwischen existiert ein Übergangsbereich der Art, dass zwar kein durchgehender Stimmton auftritt, die Artikulationsorgane allerdings an der Silbengrenze auch nicht zum völligen Stillstand kommen. Diese laryngalisierten[10] Realisierungen schei-

[9] Das ist offenbar aber nicht der Fall, vgl. ausführlicher Kleiner/Pröll (2014).

[10] Das deutschsprachige terminologische Pendant zu engl. „creaky voiced" ist in der Literatur nicht einheitlich. Während z.B. Kohler (1995, S. 55) von „Glottalisierung" spricht, bezeichnen Pétursson/Nep-

nen messphysikalisch (durch die Registrierung der Formantenbewegungen) und der Notationskonvention des IPA wegen (der Knacklaut ist als eigenständiger, konsonantischer Laut mit Artikulationsart und Artikulationsort definiert, Laryngalisierung nur als Diakritikum) bisweilen der gebundenen Variante näher zu sein, durch die deutlich wahrnehmbare Markierung der Silbengrenze liegen sie perzeptiv allerdings näher am Vollverschluss, dessen Funktion sie laut Kohler (1995, S. 55) im Deutschen auch übernehmen können.

Bei den Lexemen *Ereignis*, *gegenüber* und *Verein* besteht auf phonologischer Ebene kein Hiat, sondern ein Aufeinandertreffen von Konsonant und Vokal. Tritt /r/-Vokalisierung auf, entsteht auch in *Ereignis* und *Verein* ein Hiat; bei konsonantischer Realisierung des /r/ kann die jeweilige Silbengrenze im Vergleich zur Kodifikation verschoben sein (z.B. *Verein* [fɛ.ˈraɹn]).

3.3 Ergebnisse

Die Realisierungspraxis innerhalb des bayerisch-schwäbischen Korpus ist in Abbildung 2 grafisch zusammengefasst.

Für die sowohl laut- als auch morphemstrukturell vergleichbaren Lexeme *beachten* und *Beamter* zeigt sich ein ähnlicher Befund. In 95,1% bzw. 90,8% der Belege ist der Hiat durch einen Verschluss unterbrochen. Für *Oase*, *Ruine* und *Theater* ist die Beleglage weniger eindeutig: Für *Oase* sind die unterbrochenen Belege in der Mehrzahl (62,7% [o.ˈʔa:zə]), für *Theater* und *Ruine* in der Unterzahl (21,1% [te.ˈʔa:tɐ], 36,6% [ru.ˈʔi:nə]). *Diäten* zeigt dagegen ein gegenläufiges Muster zu *Beamter*: Nur 10,6% der Belege weisen einen Glottisverschluss auf. Die unterschiedliche Befundlage für diese scheinbar parallelen Fälle ist auf den ersten Blick irritierend. Wir präsentieren eine mögliche Interpretation in Abschnitt 4.2. Im von diesem prosodischen Muster abweichenden zweisilbigen *real* liegen praktisch ausschließlich gebundene Realisierungen vor (97,9%).

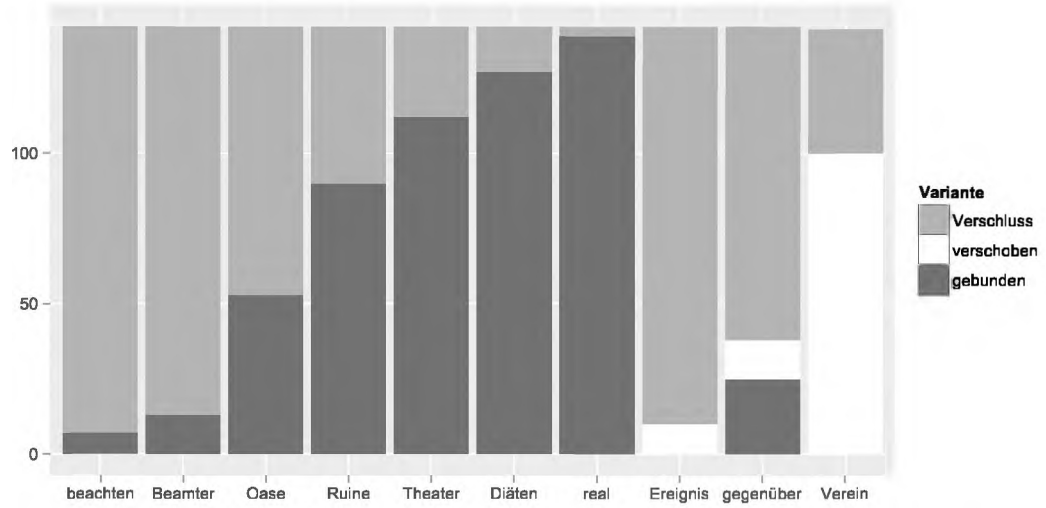

Abb. 2: Hiatrealisierungen aller zehn untersuchten Lexeme (Bayerisch-Schwaben, n = 142 Instanzen)[11]

pert (2002, S. 75) mit „Glottalisierung" das Lösen eines Glottalverschlusses „unmittelbar nach dem Lösen eines oralen Verschlusses". Das Knarren der einzelnen Schläge der nur teilweise geöffneten Glottis wird als „Laryngalisierung" bezeichnet. Wir folgen hier diesem Gebrauch.

[11] Bei *Verein* fehlt der Datensatz einer Gewährsperson, hier n = 141.

Eine Resyllabifizierung von *Ereignis* über die Morphemgrenzen hinweg zu [ɛ.ˈraɪ̯.gms] tritt in zehn Fällen (7,0%) auf. In allen anderen Fällen ist die Morphemgrenze identisch mit der Silbengrenze (unabhängig davon, ob /r/ vokalisiert ist oder nicht, d.h. es treten auch Formen des Typs [ɛr.ˈʔaɪ̯.gms] auf). Bei *gegenüber* ist 13 Mal [ˌge.gɛ.ˈnyː.bɐ] zu beobachten (9,2%), in *Verein* ist die verschobene Variante [fɛ.ˈraɪ̯n] 100 Mal belegt und damit klar in der Überzahl (70,4%). Bei den beiden letztgenannten Lexemen zeigt sich darüber hinaus (im Gegensatz zu den bislang analysierten Lexemen) jeweils ein signifikanter[12] Alterseffekt (vgl. Abbildung 3):

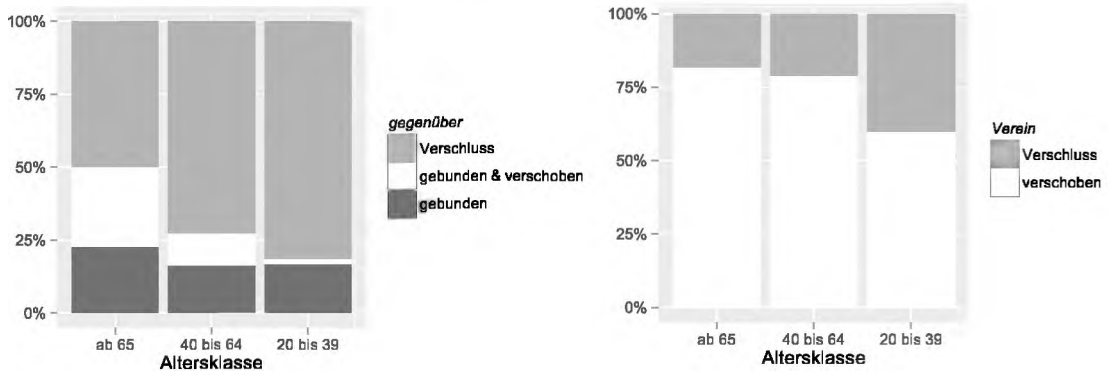

Abb. 3: *Apparent-time*-Analyse der Hiatrealisierungen in *gegenüber* und *Verein* (Bayerisch-Schwaben)

In der Gruppe der ab 65-Jährigen sind die Silbengrenzen von mehr als einem Viertel (6 von 22) der *gegenüber*-Belege verschoben, zur jüngsten Generation geht der Anteil dieser Belege fast auf null (1 von 65) zurück. Für *Verein* zeigt sich in der jüngsten Generation ebenfalls ein klarer Rückgang zugunsten der Variante mit Glottalverschluss.

Als Zwischenfazit der Einzelauswertungen kann festgehalten werden, dass sich die hier analysierte Standardaussprache bayerisch-schwäbischer Sprecher in Bezug auf Silbengrenzen – wenig überraschend – je nach Lexem in unterschiedlichem Grad nicht mit der Standardkodifizierung deckt, und zwar altersgruppen- und schichtübergreifend.

Zur Darstellung des überregionalen sprachgeografischen Aspekts greifen wir auf das *Deutsch heute*-Korpus zurück (siehe 3.1), zunächst in Einzelkarten dargestellt, die die sprachgebietsweite regionale Verteilung zeigen. Die Varianten sind separat kartiert (jeweils links die gebundenen Realisierungen beziehungsweise – bei den letzten drei Lexemen – nicht standardkodifikationstreuer Verlauf der Silbengrenzen, jeweils rechts mit Verschlussbildung). Hellere Grautöne zeigen an, dass am Ort Variation zwischen den i.d.R. vier erhobenen Sprecherinnen und Sprechern herrscht.

[12] Ein Chi-Quadrat-Test der Altersgruppen ergibt bei *gegenüber* $\chi^2 \approx 14{,}82$, $p \approx 0{,}005$; bei *Verein* $\chi^2 \approx 7{,}012$, $p \approx 0{,}030$. Für Cramér's V, für dessen Einsatz zur Abschätzung von Effektstärken signifikanter Ergebnisse (unter Einbezug der Stichprobengröße) wir in Kleiner/Pröll (2014) plädieren, ergeben sich Werte von $V \approx 0{,}228$ (*gegenüber*) bzw. $V \approx 0{,}224$ (*Verein*), also niedrige, aber dennoch belastbare Effekte.

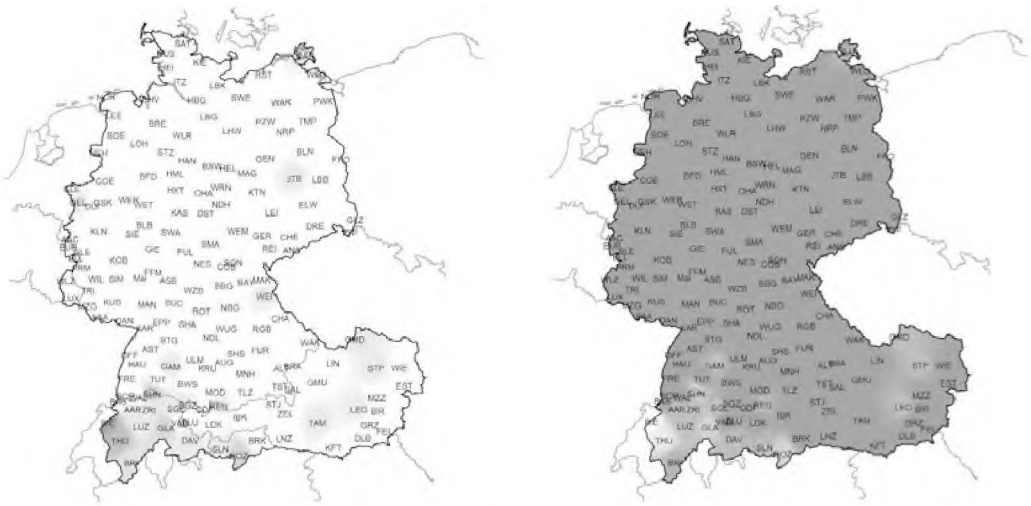

Abb. 4: *beachten*

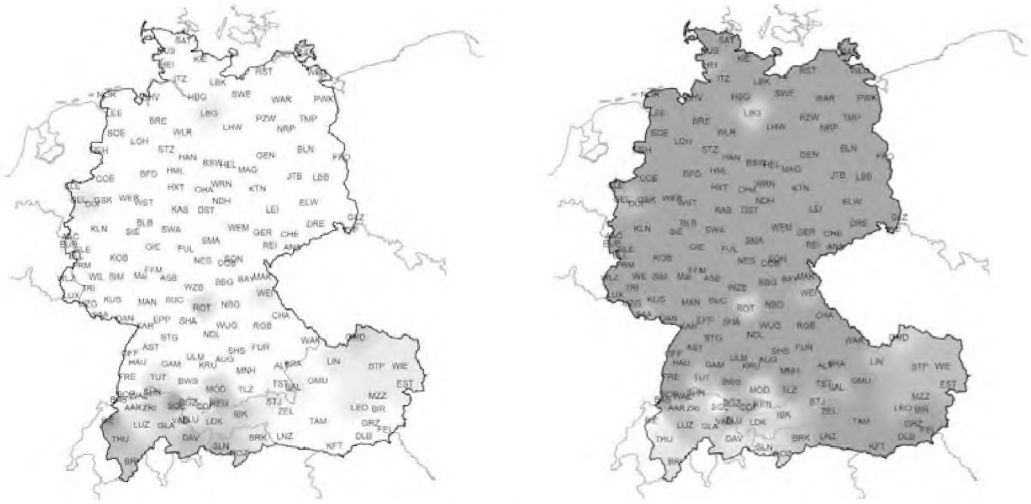

Abb. 5: *Beamter*

Bei *beachten* (Abbildung 4) und *Beamter* (Abbildung 5) zeigt sich auch im Raum der Befund, dass sich die Realisierungspraxis der Lexeme ähnelt, aber nicht vollständig parallel verläuft. Wiederum überwiegt mit 95,7% bzw. 90,5 % klar die Verschlussvariante.

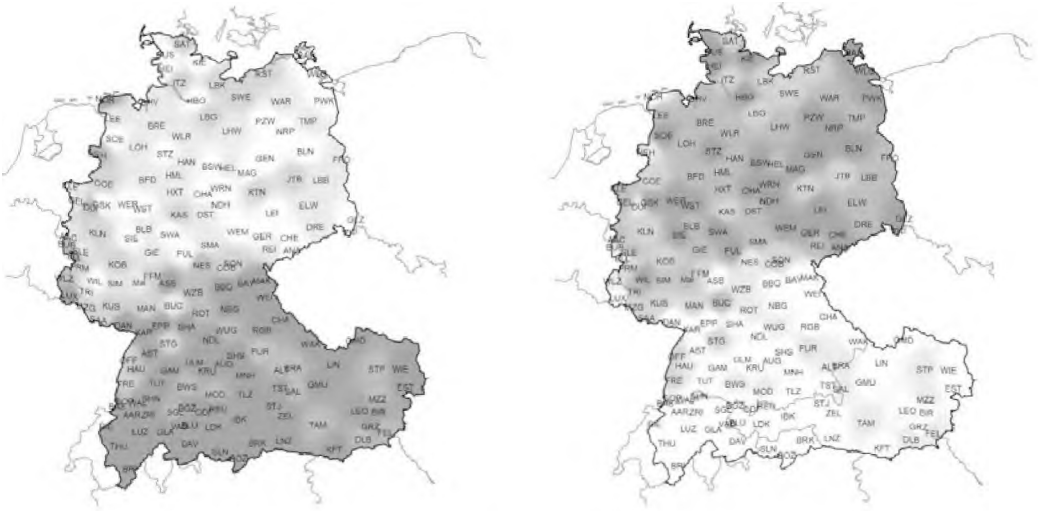

Abb. 6: *Diäten*

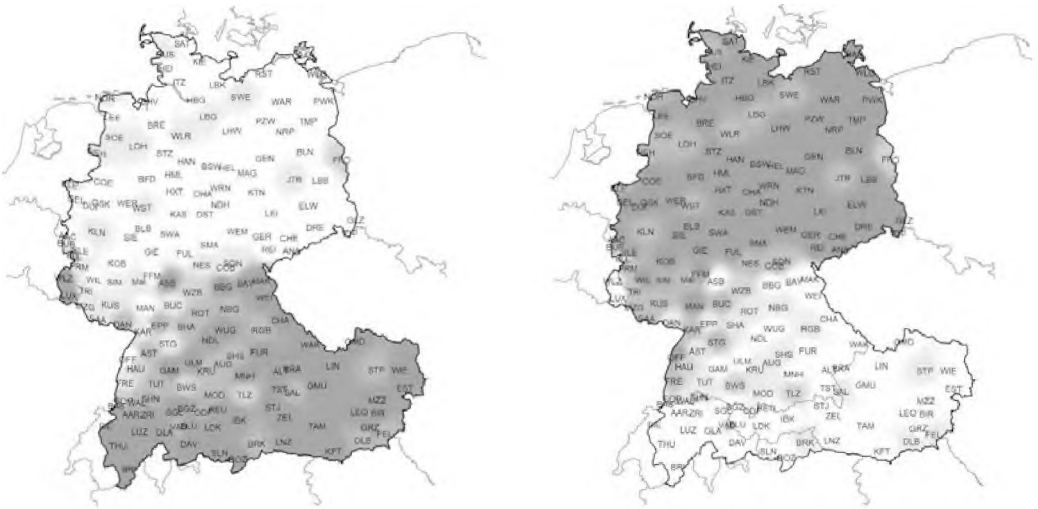

Abb. 7: *Theater*

Für *Diäten* (Abbildung 6) zeigt sich eine Verteilung von 57,2% (gebunden) gegen 42,6% (Verschluss). *Theater* wurde in der *Deutsch heute*-Leseliste zweimal abgefragt. Die beiden Reihen stimmen zu 91,9% überein. In lediglich 6,7% der Fälle wird von einer gebundenen ersten Realisierung zu einer zweiten Realisierung mit (mehr oder weniger starker) Verschlussbildung gewechselt, nur 1,3% wechseln umgekehrt vom Verschluss zur gebundenen Variante. Kartiert ist in Abbildung 7 die erste Realisierung mit 44,9% (gebunden) gegen 55,0% (Verschluss).

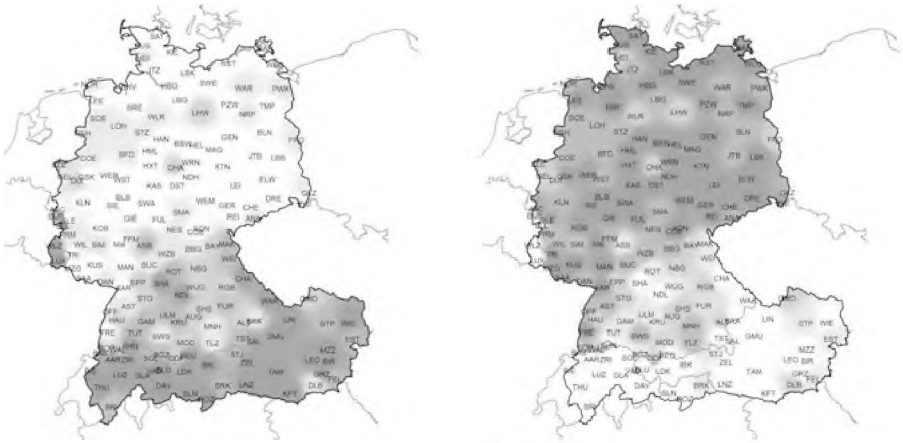

Abb. 8: *Oase*

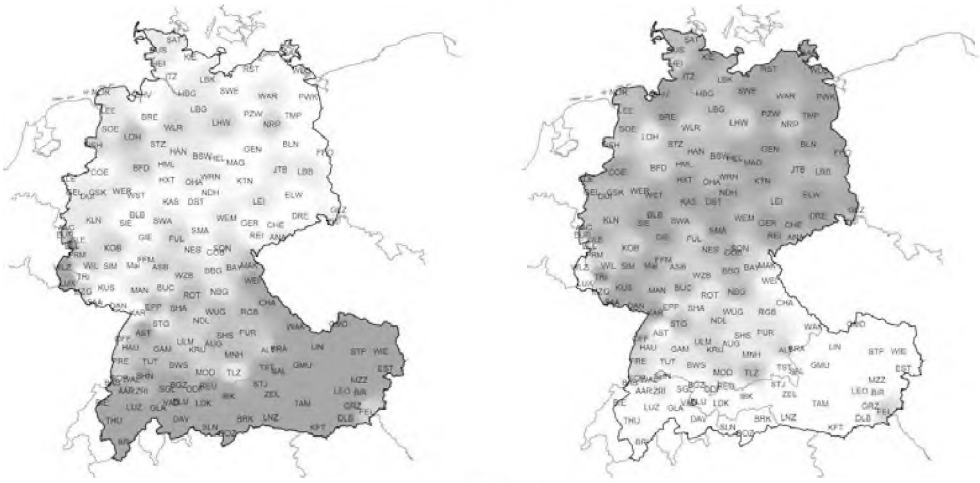

Abb. 9: *Ruine*

Oase und *Ruine* zeigen ein größtenteils übereinstimmendes Raumbild. Dabei überwiegen die Belege mit Glottalverschluss mit 57,5% respektive 52,2%.

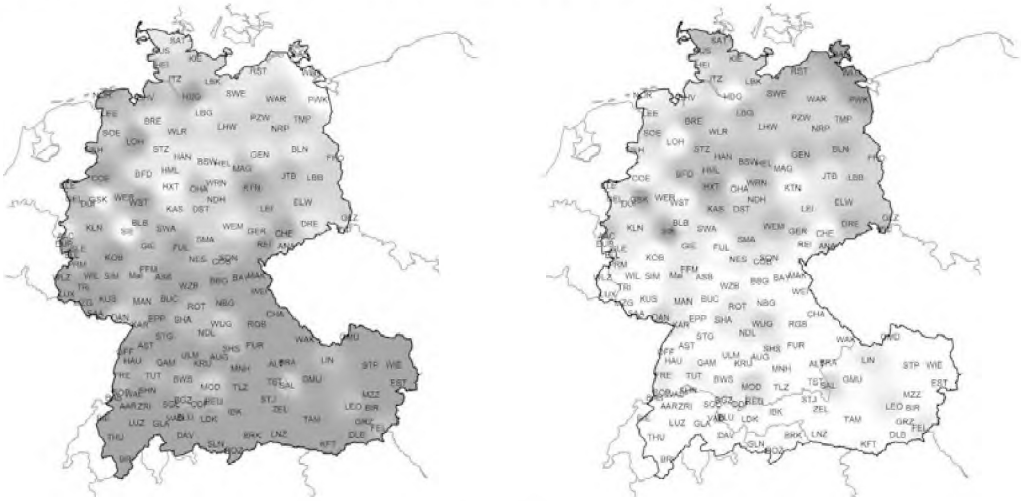

Abb. 10: *real*

Bei *real* (Abbildung 10) sind nur 25,0% der Belege vom Typ [reˈʔaːl], das Areal ist entsprechend sichtlich kleiner.

Für die letzten drei zu besprechenden Lexeme *Verein*, *Ereignis* und *gegenüber* besteht der Hauptgegensatz zwischen Verschluss (rechts) und – im Vergleich zu den kodifizierten Formen – verschobener Silbengrenze (links). Fälle mit unverschobener Silbengrenze, aber ohne Verschlussbildung sind belegt, werden aber nirgends dominant. *Verein* ist in Abbildung 11 kartiert: Im nördlichen Raum, wie er sich bereits in *Theater*, *Oase* und *Ruine* abzeichnet, herrschen praktisch ausschließlich die Verschlussvarianten vor, während im Süden (wie auch in Luxemburg) die verschobene Realisierung entweder latent deutlich vorhanden ist oder – v.a. in der deutschsprachigen Schweiz und in Ostösterreich – dominant wird. Insgesamt sind 75,7% der Realisierungen von *Verein* mit Verschlussbildung und 22,2% ohne, wobei sich die letztere Gruppe fast vollständig aus verschobenen Belegen zusammensetzt.

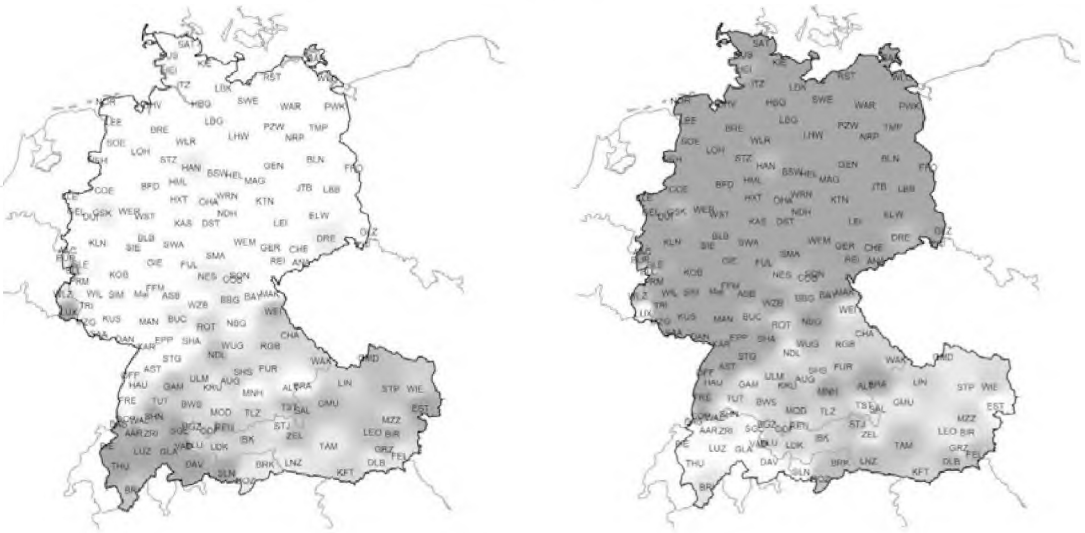

Abb. 11: *Verein*

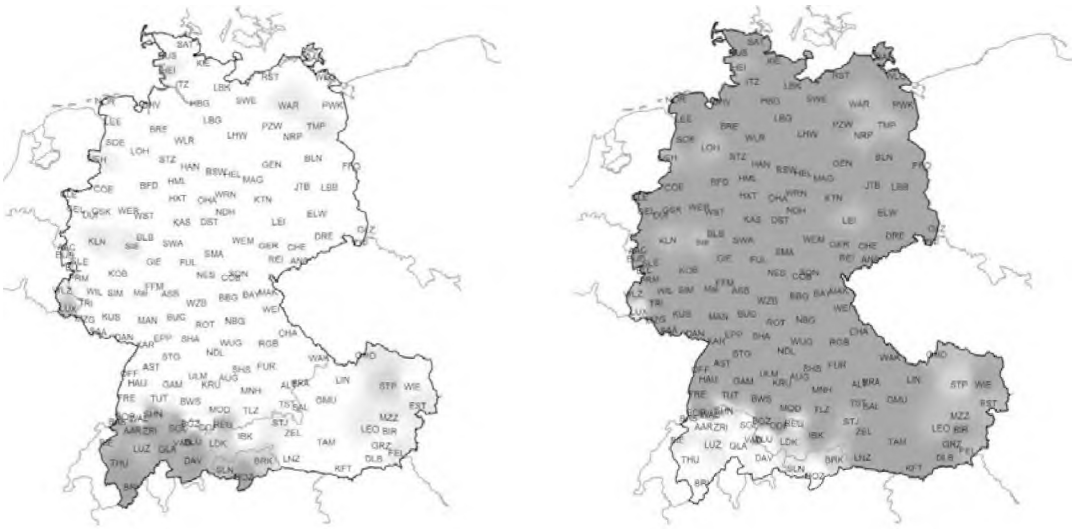

Abb. 12: *Ereignis*

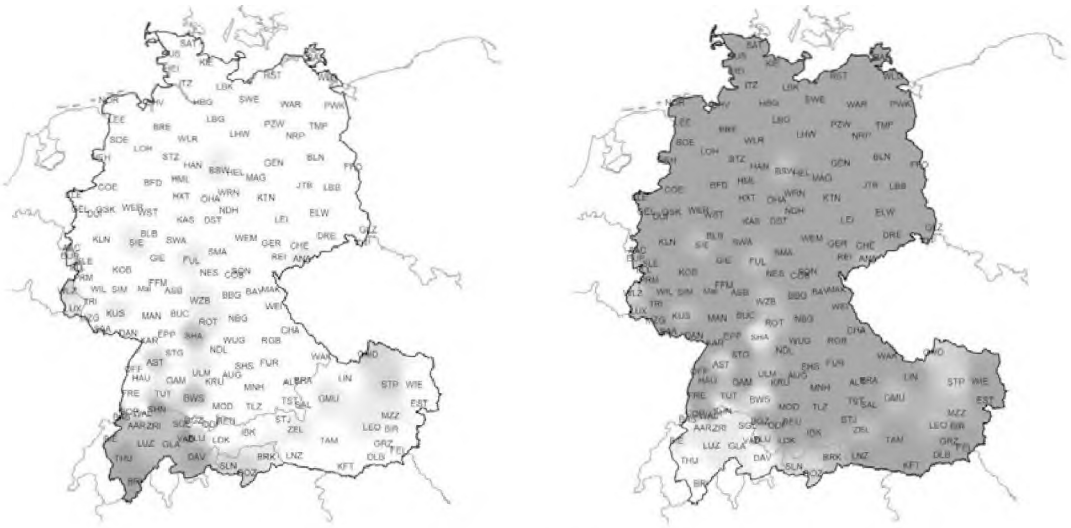

Abb. 13: *gegenüber*

Der Anteil gebundener Belege ist bei *Ereignis* (Abbildung 12) mit insgesamt 11,2% deutlich niedriger; davon sind mehr als drei Viertel auch resyllabifiziert. Mit 87,6% sind die Verschlussbelege klar in der Überzahl. Die areale Konzentration auf die deutschsprachige Schweiz und Südtirol ist hier eindeutig. Das prozentuale Verhältnis zwischen gebunden und Verschluss ist bei *gegenüber* (Abbildung 13) mit 11,6% gegen 87,9% sehr ähnlich; hier schrumpft allerdings der Anteil an resyllabifizierten Belegen unter den gebundenen auf ein Viertel, regional zeichnet sich nur die Deutschschweiz klar ab.

Zusätzlich zu den Einzelanalysen wurde über die zehn Datensätze eine Faktorenanalyse[13] durchgeführt. In Abbildung 14 sind die relevanten Faktoren jeweils einzeln dargestellt – die zugehörige Prozentzahl gibt an, wie groß der Anteil der Gesamtvariation (Orte × Variablen × belegte Varianten) ist, der durch den Faktor erfasst wird. Die Analyse erfasst mit insgesamt 89,4% den größten Teil der zugrundeliegenden Variation und zeigt zwei große Areale, ein nördliches sowie ein südliches, zu dem als Exklaven auch Luxemburg und (teilweise) das deutschsprachige Belgien gehören. Die beiden starken Faktoren entsprechen den grundsätzlichen Merkmalsbündeln im Norden und Süden des Untersuchungsgebiets. Der dritte, der nur noch eine verhältnismäßig schwache Beschreibungskraft von ein wenig mehr als drei Prozent hat (was auch durch seine relative Kleinräumigkeit im Vergleich zu den beiden größeren Faktoren bedingt ist), bündelt – neben ein paar Ausreißern – insbesondere die Eigenheiten der deutschsprachigen Schweiz und Südtirols.

[13] Dieses Verfahren, durch das Kookkurrenzen in den Daten ermittelt werden, ist im Detail durch Pröll/Pickl/Spettl (2015) beschrieben. Hier wurde es mittels der freien Statistiksoftware *R* umgesetzt. Vereinfacht gesagt beruht das Prinzip auf Datenreduktion durch Korrelation: Wenn Daten gemeinsam miteinander auftreten, beschreibt man sie nicht mehr einzeln, sondern erfasst lediglich ihre Gemeinsamkeiten (die sogenannten Faktoren). Diese lassen sich im Anschluss kartieren.

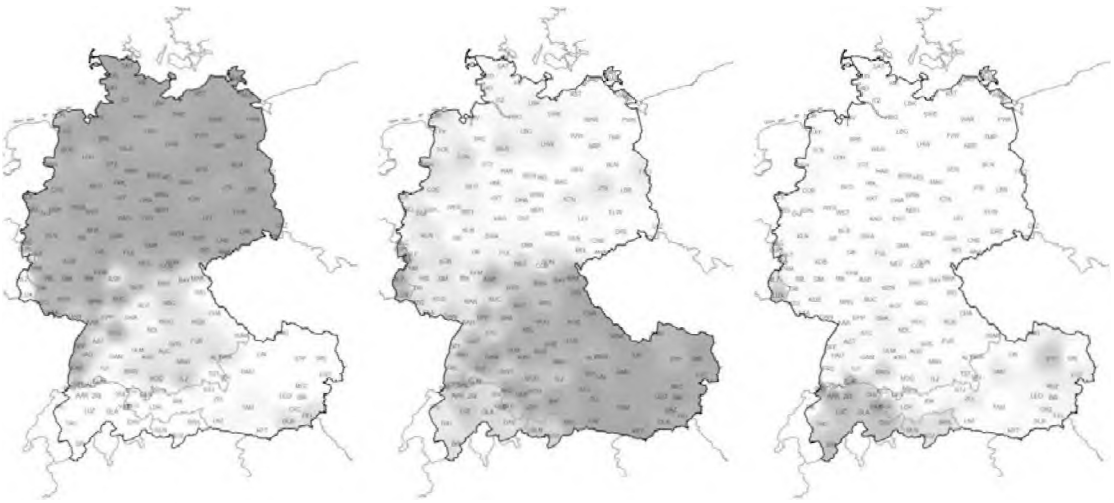

Abb. 14: Faktoranalyse, Kartierung der stärksten drei Faktoren (53,5%, 32,6% und 3,2%)

Grob zusammengefasst zeigt die räumliche Analyse also insbesondere zwei Dinge: Zum einen sind die Raumbilder der zehn Lexeme zwar nicht einheitlich, sie lassen sich aber in Gruppen einteilen: *beachten*, *Beamter*, *Ereignis* und *gegenüber* (Lexeme aus Wurzeln des germanischen Erbwortschatzes, die eine wortinterne Morphemgrenze aufweisen) mit einem Variantenübergang tief im Südwesten vs. *Diäten*, *Theater*, *Ruine* und *Oase* (allesamt Lehnwörter), wo der Übergang klar durch den bundesdeutschen Raum verläuft und Luxemburg zum Süden zu zählen ist. *Verein* steht zwischen diesen beiden Gruppen, *real* weicht dagegen deutlich von den anderen Lexemen ab. Zum anderen entspricht für den Erbwortschatz – in Anbetracht der Geschichte der Standardkodifizierung des Deutschen wenig überraschend – die Datenlage im Norden eher den Normen der Aussprachewörterbücher (vgl. Tabelle 1).

4. Hypothesen, Folgerungen und Konsequenzen

4.1 Zur Hypothese der Silben- und Wortsprachen

Die Befunde der vorangegangenen Auswertungen haben aber nicht nur einen rein deskriptiven Charakter: Ob bzw. wo ein Hiat besteht oder ein Verschlusslaut ihn verhindert, hat Konsequenzen für die Diskussion zur Typologie des Standarddeutschen. Das dabei in jüngerer Zeit häufig auftretende terminologische Duo der *Silbensprache* und der *Wortsprache* für zwei konkurrierende typologische Grundstrukturen geht auf Auer (1994) zurück, der damit einer Typologie von Donegan/Stampe (1978) folgt. Die Hypothese, dass Prozesse der deutschen Sprachgeschichte auf einen entsprechenden typologischen Wandel vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen zurückzuführen sind, wird in der Hauptsache von Szczepaniak (2007) und Nübling (2006) vertreten. Das Althochdeutsche sei eine *Silbensprache*, in der

> die phonologische Silbe im Vordergrund steht. Dies äußert sich einerseits darin, dass man an der Gestalt einer jeden Silbe nicht erkennen kann, ob diese betont oder unbetont ist, weil alle Silben unabhängig von der Wort- oder Akzentposition gleiche strukturelle Eigenschaften haben. So weisen alle Silben eine niedrige Strukturkomplexität auf, wobei eine CV-Silbe, d.h. eine Silbe, die nur einen Konsonanten im Silbenonset enthält und eine leere Silbenkoda hat, als Ideal gilt. (Szczepaniak 2007, S. 3)

Das Neuhochdeutsche sei dagegen eine typische *Wortsprache*. In diesen würde das „phonologische Wort“ unter anderem „durch phonologische Prozesse, die zur Steigerung der Sonorität in der Wortmitte, z.B. durch Hiatusbildung, oder umgekehrt zur Verringerung der Sonorität an den Worträndern führen, optimiert“ (Szczepaniak 2007, S. 5).

Der Glottisverschluss kommt im Rahmen dieser Hypothese ins Spiel, wenn es für „fußanlautende, d.h. prominente Silben“ um die „Vermeidung eines leeren Silbenanfangsrandes“ (ebd., S. 303) geht. Dies diene zur Unterstützung der „Tendenz, die phonologischen Wortränder stabil zu halten“ (ebd., S. 4). In *beachten* und *Beamter* scheint das plausibel; hier kann der Verschluss tatsächlich der „Verdeutlichung der morphologischen Struktur“ (ebd., S. 304) dienen; im „Lehnwortschatz“ werde dagegen „lediglich der starke phonologische Fuß hervorgehoben“, in „morphologisch undurchsichtigeren Strukturen“ sei der Verschluss generell ungebräuchlich. Nun sind morphologisch undurchsichtigere Strukturen im Deutschen im Regelfall Fremd- oder Lehnwörter mit hoher Silbenzahl. Allein aus Gründen der Isochronie ist daher schon statistisch gesehen mit weniger plosivischem Material in der Realisierung zu rechnen: Wenn im selben Äußerungszeitfenster mehr phonologische Information zwischen zwei Akzenten realisiert werden muss, kommt es eher zu Reduktionserscheinungen, wie Assimilationen oder Vereinfachungen von Konsonantenclustern. Erklärungsbedürftig ist aber insbesondere die Passage zum Lehnwortschatz: Wenn in Wortsprachen das phonologische Wort klarer herausgestellt werden soll, während in Silbensprachen der Idealtypus der CV-Silbe angestrebt wird, wieso sollten dann Realisierungen wie [ʔoˈʔɑːzə], [reˈʔɑːl], [ruˈʔiːnə] und [teˈʔɑːtɐ] einen Beleg für Wortsprachlichkeit darstellen? In diesen Fällen wird ja die CV-Struktur, die für den silbensprachlichen Typus ideal sein soll, erst durch den Glottisverschluss erzeugt.

Für den morphologisch komplexen Erbwortschatz gilt mit Einschränkungen Ähnliches: Abbildung 15 zeigt schematisiert (oben) und am konkreten Beispiel (unten) zwei mögliche Silbenstrukturen für *Verein*.

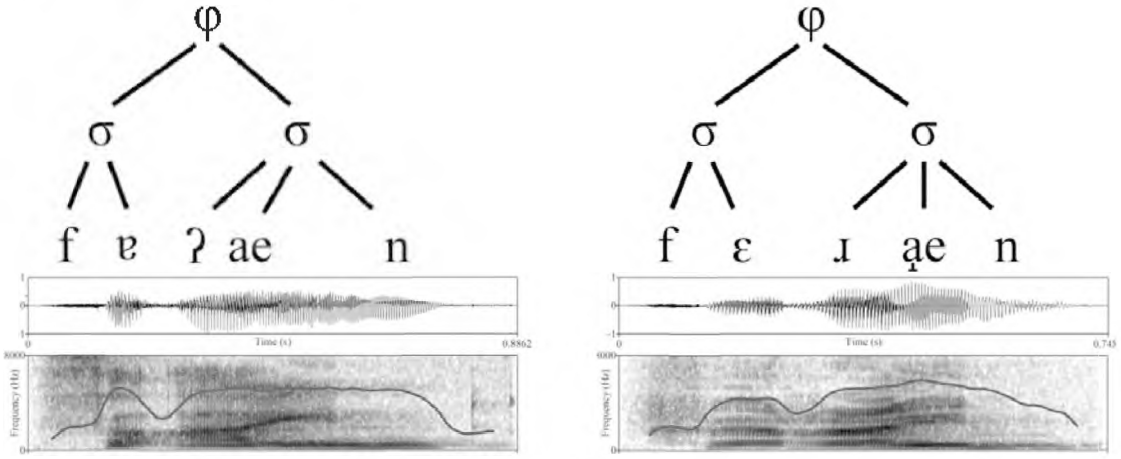

Abb. 15: Silbenschemata für *Verein*, links per Glottisschlag getrennt, rechts verschoben

In den Spektrogrammen ist zusätzlich die Intensität (Skala von 50 bis 100 dB) eingezeichnet, die hier vereinfacht als messphonetisches Korrelat der Sonorität dienen kann. Links (mit vokalisiertem /r/) entspricht die Struktur der Morphologie, die Grenze tritt auch auditiv sowie messphonetisch klar hervor; rechts ist die Morphologie vergleichsweise undurchsichtig. Die Silbenstruktur ist aber auf der Oberfläche in beiden Fällen identisch: Es ließe

© Copyright Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2016 - (www.DSdigital.de) - 21.09.2016 - 11:01 - (ds)

sich argumentieren, dass in beiden Fällen die „Vermeidung eines leeren Silbenanfangsrandes" (Szczepaniak 2007, S. 303), die typisch für Wortsprachen sei, das Ziel darstelle. Wenn aber ein typisch „wortsprachlicher" Optimierungsprozess eine klar „silbensprachliche" Struktur erzeugt, dann ist durch diese Unterscheidung nichts gewonnen.

4.2 Reanalyse

Für die mehrheitlich mit Verschluss belegten *beachten* und *Beamter* einerseits und die anderen, in unseren Daten häufiger mit Hiat realisierten Lexeme *Diäten*, *Oase*, *real*, *Ruine* und *Theater* scheint zunächst eine morphologisch basierte Erklärung naheliegend. Der Verschluss in [bəˈʔaxtn̩] und [bəˈʔamtɐ] fällt mit einer Morphemgrenze zusammen, das Schema der Präfigierung mit {be-} ist seit Jahrhunderten produktiv und im synchronen Wortschatz hochfrequent. In *Diäten*, *Oase*, *real*, *Ruine* und *Theater*, allesamt als Lehnwortschatz zu kategorisieren, sind dagegen für deutsche Muttersprachler keine produktiven Morphemstrukturen zu erkennen, ein Verschlusslaut hätte daher keine entsprechende Funktion. Zusätzlich ist hier aber auch die phonologische Dimension einzubeziehen. Der Knackpunkt ist hierbei der Status, den man [ʔ] zubilligt.[14] Setzt man für das Deutsche die Existenz eines Phonems /ʔ/ an (vgl. etwa Meyer-Eppler 1969, S. 407; kritisch Kohler 1995, S. 100–102), dann ist als phonologische Tiefenstruktur der Grundmorpheme /ʔaxt/ und /ʔamt/ gegeben. Die Präfigierung mit {be-} führt nicht zu einem phonologischen Prozess, der /ʔ/ elidieren würde. Ein Glottisverschluss in *beachten* und *Beamter* wäre damit ein reguläres Resultat der Wortbildung. Hält man alternativ den glottalen Knacklaut generell nicht für phonemfähig (sondern für ein rein koartikulatorisches Nebenphänomen),[15] muss man in der Wortbildung von einem Hiat aus Schwa und Vollvokal ausgehen. Ramers (1992, S. 257) betont, Schwa verhielte „sich auch in Hiatusstellung wie die gespannten Vokale", weil die dazugehörigen Silben als schwer anzusehen seien (vgl. ebd., S. 255). Für die anderen Lexeme gilt dies nicht: Hier überdeckt der Hiat eine Silbengrenze, die es in der Phonologie des neuhochdeutschen Standards im Erbwortschatz nicht geben kann, nämlich das Aufeinandertreffen eines gespannten, aber kurzen Vokals in einer schwachen Silbe mit einem gespannten langen Vokal in der Tonsilbe. Die Variation ist als Gegensatz zweier konkurrierender Silbentypen interpretierbar (siehe unten).

Auch die „Einführung" des Glottisverschlusses in *Verein* ist hier anders interpretierbar: Entweder ist der Glottisverschluss ebenfalls schon als Teil der phonologischen Struktur des Morphems {ein} anzusetzen (sofern es den Glottisverschluss zur Bildungszeit gegeben hat, vgl. Fußnote 1) – dann liegt nie ein Hiat vor. Die Vokalisierung von /r/ in {ver-} „optimiert" dann die Silbenstruktur von CVC.CVC zu CV.CVC. Oder man setzt als Grundlage keinen Glottisverschluss in {ein} an, dann erzeugt die Vokalisierung des /r/ einen

[14] Generell beeinflusst hier auch das lateinische Schriftsystem, das kein entsprechendes Graphem bereitstellt, die Sicht. Man vergleiche etwa – auch in Bezug auf die historische Beleglage (bzw. ihr Defizit), die oben in Fußnote 1 angesprochen wurde – die Geschichte der hawaiischen Schriftsprache: Wie es für viele polynesische Sprachen gilt (vgl. Hockett 1976), hat [ʔ] im Hawaiischen Phonemstatus. Die Aufnahme als eigenes Zeichen *ʻokina* in das von Missionaren entwickelte Schriftsystem war jedoch nicht von Anfang an gegeben (vgl. Romaine 2002); offenbar war es mangels eines Graphems im System der Schriftgeber nicht naheliegend.

[15] Die Unterscheidung zwischen [ʔ] als vollem Phonem bzw. als Koartikulationserscheinung wird natürlich obsolet, wenn man sich im Rahmen einer *exemplarbasierten* Phonologietheorie bewegt (vgl. Johnson 2007; Cangemi 2014; Pröll/Freienstein/Ernst 2016). Hier reicht das Auftreten des Verschlusses an der Oberfläche aus, um Detail eines Exemplars zu werden.

Hiat. Hier würde tatsächlich die Einführung eines Glottisverschlusses, der den Hiat tilgt, aus CV.VC eine – in Bezug auf die Silbe, nicht das Wort – idealere CV.CVC-Kette erzeugen. Wo das /r/ nicht vokalisiert wird, leistet die Resilbifizierung (die hier dem Maximum Onset Principle entspricht) dies.[16] Aus derselben Struktur entwickelt sich so über unterschiedliche historische Prozesse eine synchron gesehen identische Silbenstruktur mit unterschiedlicher segmentaler Füllung, wobei in einem Fall die morphologische Durchsichtigkeit leidet. Von typologischem Wandel kann hier kaum die Rede sein.

Entsprechendes gilt für *gegenüber*: Wieder kann /ʔyːbər/ oder /yːbər/ als phonologische Struktur angenommen werden, die Folgen entsprechen den oben angeführten. Aus rein gegenwartsbezogener Perspektive schwindet die morphologisch undurchsichtigere Variante mit verschobener Silbengrenze zu Gunsten der klar getrennten Variante mit Vollverschluss, was auf den ersten Blick als Ausbreitung der „neueren" Variante, die die Wortgrenzen hervorhebt, gewertet werden kann. Auch hier ist aber die zeitliche Dimension der Wandelprozesse der Schlüssel, nicht das Ergebnis: Wo in der Nebensilbe von *gegen* ein vokalisches Element erhalten ist, wird die Gesamtsilbenstruktur morphologisch undurchsichtiger als CV.CV.CV.CV(C) realisiert. Ist das vokalische Element geschwunden, wird der Nasal Silbenträger; die nachfolgende nackte V-Silbe wird mit C (hier: [ʔ]) eröffnet: CV.CV.CV.CV. Dazu tritt in einem großen Teil dieser Fälle progressive Assimilation des /n/ zu /ŋ/ ein.

4.3 Die neuhochdeutsche Standardlautung: ein Kontaktphänomen?

Die Beispiele Szczepaniaks (2007) zum Glottisverschluss entstammen allesamt Auer (1994). Dort wird allerdings stark die Variabilität des Phänomens im neuhochdeutschen Standardgebrauch betont, insbesondere die regionale: „Prätonisch verwenden einige Regionalstandards (vor allem die mit niederdt. Substrat) den Glottisverschluß jedoch [...]. Den meisten süd- und mitteldeutschen Standardsprechern und -sprecherinnen sind diese Formen aber fremd" (Auer 1994, S. 75). Die Vermutung, dass es sich hier – wie auch Elspaß (2012, S. 217) implizit andeutet – um eine Kontakterscheinung zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch handelt, liegt nahe. Man hätte es somit nicht zwangsläufig mit einem kontinuierlichen Wandel vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen zu tun, sondern mit einem moderneren Kontaktphänomen zwischen zwei in dieser Hinsicht typologisch abweichenden Sprachen.

König (2004, S. 175) führt aus, dass sich „jede einzelne deutsche Familie einmal in den letzten 500 Jahren in einer Diglossiesituation" befunden hätte: „Zielsprache war eine an der Schriftlichkeit, am Lautwert der Buchstaben orientierte Sprechnorm." Dieses Ziel „wurde nur approximativ erreicht und fiel von Region zu Region verschieden aus". Im Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen folgt auf eine Phase, in der das Hochdeutsche rein als fremde Schriftsprache (parallel zum Gebrauch auch des Niederdeutschen als Schriftsprache) genutzt wurde, eine Phase, in der niederdeutsche Muttersprachler beginnen, Hochdeutsch zu sprechen (zu den soziohistorischen Bedingungen und

[16] Das ist auch eine mögliche Motivation für die Beobachtung dieses Befunds im Schweizerdeutschen durch Nübling/Schrambke (2004, S. 281): „Das apikale [r] unterstützt dabei diesen Prozess." Auch für das bayerisch-schwäbische Korpus ist die vorherrschende Realisierung von /r/ apikal. Zu beachten ist, dass apikales [r] auch im Auslaut im Oberdeutschen langlebig war bzw. ist (allgemein Kohler 1995, S. 165). Im Gegensatz zur Situation in Standardnähe ist also das Auftreten von nicht-vokalisierten /r/-Realisierungen kein hinreichendes Indiz für eine Reanalyse als Anlaut.

Begleitumständen sei auf Polenz 1994, S. 143–144 und Stellmacher 1981, S. 94 verwiesen; wir konzentrieren uns hier rein auf den sprachsystematischen Teil). Hier dient das relativ ähnliche – aber nicht vollständig deckungsgleiche – niederdeutsche Lautsystem als Grundlage einer typischen Lernervarietät. Die neuhochdeutsche Lautung wird dabei auf Basis einer Leseaussprache[17] quasi neu generiert. Vor allem für das Plosivsystem ist das einschneidend: Unter dem Eindruck des niederdeutschen Substrats tritt an Stelle der Opposition, die in den oberdeutschen Mundarten ursprünglich zwischen Fortis- und Lenisplosiven bestand – und dann großflächig von der binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung neutralisiert wurde –, der in den niederdeutschen Dialekten übliche Gegensatz zwischen aspiriert und nicht-aspiriert (vgl. Schmidt/Vennemann 1985; Seiler 2009). Auch den Glottisverschluss im absoluten Anlaut sowie vor betonter Silbe identifizieren Schmidt/Vennemann (1985, S. 166) explizit als niederdeutsches Phänomen, da er „nur in nd. Mundarten üblich" sei.

Quasi unter verkehrten Vorzeichen zu diesem Text rekonstruiert Becker (2002) die Silbenstruktur des Mittelniederdeutschen aus der heutigen Variation des Hochdeutschen:

> Vermutlich war im Mittelniederdeutschen der Anfangsrand bei Tonsilben obligatorisch, worauf der in Norddeutschland obligatorische glottale Plosiv in *The[ʔ]ater* hinweist, der in Süddeutschland nicht üblich ist. Der Endrand war wohl stammintern notwendigerweise unbesetzt, worauf die Kürzung in geschlossener Silbe hinweist; mehrfach geschlossene Silbe scheint außer vor Morphem-/Wortgrenze nicht möglich gewesen zu sein. (Becker 2002, S. 53)

Dass durch Nübling/Schrambke (2004, S. 291) unter dem Stichwort „Anlautprofilierungen" deutliche Aspiration im Onset vor betontem Vokal mit dem Glottisverschluss in einen gemeinsamen Kontext gestellt werden, fügt sich in das Bild, den Komplex „Silbenstruktur" im Neuhochdeutschen als Kontakterscheinung zu betrachten. Die radikale Auslautverhärtung, die zwar bereits für das (normalisierte) Mittelhochdeutsche attestiert ist, jedoch später durch die binnenhochdeutsche Konsonantenschwächung räumlich weitgreifend neutralisiert wurde und damit für den oberdeutschen Raum über Jahrhunderte nicht galt (für die niederdeutschen Mundarten dagegen schon, vgl. Peters 1973, S. 97; Niebaum 2000, S. 1428), wird erst durch die Siebs-Überarbeitung von 1957 Teil der Kodifikation der heute gebräuchlichen Aussprachewörterbücher (vgl. auch Mihm 2008). Dies ist ebenso durch die Standardisierung als Kontakterscheinung zu motivieren wie das Qualitäts-Quantitäts-System des Neuhochdeutschen, denn

> auf norddeutscher Leseaussprache gründet die Koppelung von Vokaldauer und -qualität, indem generell für lange Vokale geschlossene und für kurze Vokale offene Aussprache festgelegt wurde (was in dieser Koppelung regionalsprachlich wohl nirgends vorkommt). (Seidelmann 2009, S. 55)

[17] Ebenfalls den Konfliktbereich zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit berührt ein Aspekt, der durch die Methodologie unserer Erhebung beinahe verdeckt wird: Die Standardkodifikation behandelt die kontextfreie Artikulation von Einzellexemen („Explizitlautung"). Das betont und begünstigt sowohl den harten Einsatz als auch die Auslautverhärtung, „die eine starke Markierung der Worträndер bewirken", zwangsläufig stärker als dies in freier standardkonformer Rede der Fall wäre, wo sie so intensiv in „weitgehend ohne Worttrennung auskommender Sprechweise nicht realisierbar" (Seidelmann 2009, S. 55–56, FN 3) wären. Dass unsere Daten ebenfalls in der Form von Wortlisten evoziert wurden, sollte also im Prinzip zu theoriekonformeren Ergebnissen als die Analyse von gesprochener, kontinuierlicher Sprache führen. Allerdings deckt sich auch schon die reine einzellexematische Orthoepie (in der Kodifikation der Aussprachewörterbücher, vgl. Tabelle 1) nicht mit den Erwartungen der Theorie.

Im Süden des deutschen Sprachraums ist diese Kopplung (noch) nicht rigoros umgesetzt. Damit sind leichte Silben mit gespanntem Kurzvokal (wie in den Lehnwörtern *Diäten*, *Oase*, *real*, *Ruine* und *Theater*) typologisch möglich. Ein Hiattilger ist hier nicht notwendig. Wo die Kopplung gilt, müssen diese Silben mit gespanntem Vokal wie schwer/lang behandelt werden:[18] Es kommt analog zu Fällen wie *beachten* und *Beamter*, in denen [bə] als schwer zu betrachten ist (siehe oben), zur Verschlussbildung.

Für den Silbenschnitt des Standarddeutschen (der auch nach Schmidt/Vennemann 1985, S. 167 als „Entlehnung einer phonotaktischen Eigenschaft" des Niederdeutschen ins Standarddeutsche zu werten sei) kommt Maas (2002, S. 32) zur Ansicht, es würde sich dabei „um eine Übergangserscheinung" handeln, „die sich auch im deutschsprachigen Raum keineswegs ausdehnt, sondern der konkurrierende Silbenmodelle gegenüberstehen, insbesondere der aggregierende Typ, der wohl den alemannischen Raum bestimmt".[19] Ob diese Zukunftsprojektion auf die Hiatrealisierung übertragbar ist, sei dahingestellt. Die Folgerung, dass sich hier unterschiedliche Silbenkonzepte begegnen, mindestens ein originär niederdeutsches und ein aus den oberdeutschen Basisdialekten erhaltenes, scheint aber verallgemeinerbar zu sein und erklärt die oben beobachtete Variation in anschaulicher Weise.

4.4 Typologische Perspektive

Ein kurzer Rückgriff auf die Hypothese des Wandels von der Silben- zur Wortsprache: Durch diese zieht sich implizit ein teleologisches Axiom, nämlich das, dass der Wandel gerichtet hin zur Wortsprache verliefe. Das silbensprachliche Althochdeutsche entwickle über die Jahrhunderte hinweg kontinuierlich und zunehmend wortsprachliche Züge. Erscheinungen wie der Zusammenfall und Synkretismus der Nebensilbenmorphologie, der Einsatz des Glottisverschlusses zur Wortgrenzenmarkierung etc. wären Folgeerscheinungen, die sich aus dieser typologischen Drift ergäben,[20] wobei einige Dialekte gegen diesen allgemeinen Trend stünden und somit mit der Kontinuität dieses Wandels brächen. Es gibt aber kein Argument dafür, eine derart gerichtete Kausalität als zwingend zu sehen: Die Reduktion der Nebensilben ist nicht notwendigerweise ein Symptom einer Entwicklung zur Wortsprache, sondern zunächst ein Phänomen der Reduktion grammatikalischer Komplexität, das für sich selbst erklärungsbedürftig ist. Korrelation bedeutet nicht Kausalität: Was Ursache und was Symptom ist, muss erst geklärt werden. So sind sprachhistorisch eng verwandte Sprachen wie z.B. das Norwegische oder das Schwedische, denen von Nübling/Schrambke (2004) stärkere Silbensprachlichkeit zugeschrieben wird, im Abbau des Kasussystems weiter fortgeschritten als das Deutsche; der Standardtypus der Nebensilbe ist auch im Norwegischen Reduktionsvokal + einfacher Konsonant.

Ein Gegenmodell könnte so aussehen: Die praktisch ausschließlich gesprochenen (bzw. in Form konzeptioneller Mündlichkeit überlieferten) oberdeutschen Mundarten sind in der Hauptsache silbensprachlicher Natur, woran sich über die letzten 1200 Jahre nur wenig ändert. Die Standardisierung der Schriftsprache begünstigt – im Bereich der sich entwi-

[18] Vgl. auch Hulst (1985, S. 60) für das Niederländische: „If two vowels meet, the first one cannot be a short vowel".

[19] Als Hiattilger fungieren in niederdeutschen Mundarten im Übrigen gerade scharfe Silbenschnitte bzw. konsonantische Silbengelenke, insbesondere durch *gg* (vgl. Teepe 1973, S. 150).

[20] Hier droht ein Zirkelschluss: Die typologische Drift ist eine Tendenz, die aus Einzelerscheinungen erschlossen wird – die Einzelerscheinungen werden aber damit motiviert, dieser angenommenen Gesamttendenz zu folgen.

ckelnden konzeptionellen Schriftlichkeit des Deutschen – Erscheinungen, die sich als „wortsprachlich" beschreiben lassen. Die Diglossie im niederdeutschen Raum, in dem die hochdeutsche Schriftsprache mit einer auf dem niederdeutschen phonologisch-prosodischen System beruhenden „Lehnlautung" (Schmidt/Vennemann 1985, S. 165) versehen wird (vgl. auch Seiler 2009), führt zu einem relativ abrupten Bruch in der Kontinuität der Typologie des gesprochenen Deutsch. Das Ergebnis dieses Kontaktprozesses breitet sich – mit entsprechendem Status versehen – auch im hochdeutschen Raum als Standardlautung aus (insbesondere in der Schweiz und in Luxemburg geht dieser Prozess dabei jedoch nicht bzw. nur verzögert von statten[21]), wobei die als „wortsprachlich"[22] apostrophierten Tendenzen durch die Art und Weise der Standardisierung der Aussprache des Deutschen weiter verstärkt werden: Der Ausgangspunkt dessen, was heute als „Standardlautung" quasi-normative Kraft hat, liegt in der Kodifikation der überregionalen „Bühnenaussprache" der Kommission um Theodor Siebs; diese ursprünglich rein für das Theater konzipierte Sprechweise erfuhr als „Hochlautung" auch für Zwecke wie Rundfunk und Fernsehen Anwendung als Richtschnur in der noch jungen Medienlandschaft (vgl. detaillierter Kleiner 2014, S. 271–276). Ebenso, wie dies bereits für die Lernersituation des schriftsystembasierten Wechsels vom Nieder- zum Hochdeutschen gilt, ist auch in der Kodifikation der älteren Aussprachewörterbücher die Prosodie und jegliche Reduktion ausgeklammert – hier wie dort ist der Bezugswert das isolierte Einzellexem.

Der typologische Wandel des Deutschen ist somit ein typologischer Bruch, verursacht durch einen medialen Wechsel sowie eine Kontaktsituation während der Herausbildung der Standardsprache.[23] In Bezug auf das Silbensystem ist dieser Wandel noch nicht abgeschlossen: Die Variation, die sich vor allem im Süden beobachten lässt, ist der Beleg dafür, dass er hier noch in vollem Gange ist.

In dieses Bild passt, dass durch Nübling/Schrambke (2004, S. 288–290) explizit die Abwesenheit des Glottisverschlusses im Luxemburgischen hervorgehoben wird. Es unterscheidet sich in Bezug auf seine Silbengrenzen offenbar klar vom (eng kodifizierten) Standarddeutschen. Auch in der Standardlautung des Deutschen schlägt dieser Unterschied durch, wie die *Deutsch heute*-Daten belegen (vgl. Abschnitt 3.3). Dies unterstützt wiederum den Eindruck, dass die abweichende Typologie des neuhochdeutschen Standards kein kontinuierliches Wandelphänomen sein kann. Schließlich ist das Luxemburgische eine Entwicklung des mitteldeutschen Dialektkontinuums, die relativ spät orthographisch standardisiert wurde (vgl. etwa Gilles/Moulin 2003) und nie eine dem Standarddeutschen

[21] Vgl. hierzu auch die Interpretation Szczepaniaks (2012, S. 102): „So kultivieren Dialekte und Sprachen an der Grenze zwischen Romania und Germania mehr silbensprachliche Elemente als das Standarddeutsche."

[22] Ob die Dichotomie „wortsprachlich / silbensprachlich" überhaupt dazu geeignet ist, die hier betrachteten Phänomene widerspruchsfrei zu erfassen, ist im Anbetracht der Überlegungen in Abschnitt 4.2 zumindest überdenkenswert.

[23] Darüber hinaus klingt auch die Frage an, ob zwischen „dem Althochdeutschen" und „dem Neuhochdeutschen" in der Form, wie sie u.a. von Szczepaniak (2007, 2012) gesehen wird, überhaupt Kontinuität herrscht. So sieht etwa Elspaß (2012, S. 213–220) einen Gegensatz der ursprünglichen Konzeption der zugrundeliegenden Daten: Während die überlieferten althochdeutschen Texte nähesprachlich ausgerichtet sind, gilt das für das heutige Standarddeutsche nur in sehr beschränktem Maße. Während für das Neuhochdeutsche ein enger (schriftsprachenfokussierter) Blickwinkel eingenommen wird, von dem Regionalsprachen oder gar Dialekte explizit unterschieden werden, existiert für das Althochdeutsche gar keine entsprechende Sprachform – hier hat man es unvermeidlich mit Dialekten zu tun.

vergleichbare schriftsprachbasierte Diglossiesituation durchlaufen hat: Die Lautung des Luxemburgischen basiert auf einer direkten Weiterentwicklung des westmitteldeutschen Systems, nicht auf einem über einen Lernerprozess beeinflussten niederdeutschen System. Hier – wie auch in der deutschsprachigen Schweiz – ist nicht nur die Geschichte der Standardisierung der Erstsprachen gänzlich anders verlaufen, sondern auch der nachfolgende Druck der Standardlautung (der letztlich den in Deutschland gelegenen Teil der moselfränkischen Dialektraums stark beeinflusst) schwächer. Andernfalls dürfte der Übergang zum bundesdeutschen Gebiet in der Standardlautung nicht so abrupt ausfallen, schließlich ist der Bruch im zugrundeliegenden Dialektkontinuum noch relativ frisch.

5. Schluss

Mittels der Auswertung von Daten zur Standardaussprache von 813 Sprechern konnte ein Bild der aktuellen Variation von Artikulationsvorgängen an der Silbengrenze gezeichnet werden. Unter Diskussion typologischer, morphologischer und phonologischer Ansätze zeigte sich, dass die Glottisverschlussvariation an der Silbengrenze als vermutlich kontaktinduziertes Phänomen zu fassen ist. Die Gestalt des gesprochenen Gebrauchsstandards ist in Hinsicht der Silbengrenzen erfolgreich mit der Substratwirkung des Niederdeutschen zu motivieren. Die vorliegende Variation ergibt sich aus der Konkurrenz verschiedener Silbenmodelle der ansässigen Basisdialekte und des niederdeutsch beeinflussten Standards.

Literatur

AADG = Kleiner, Stefan (2011–): Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards. Unter Mitarbeit von Ralf Knöbl. Online: http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/ [Stand: 19.7.2016]

Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Ebner, Jakob (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin/New York: de Gruyter.

Auer, Peter (1994): Einige Argumente gegen die Silbe als universale prosodische Hauptkategorie. In: Ramers, Karl Heinz/Vater, Heinz/Wode, Henning (Hg.): Universale phonologische Strukturen und Prozesse. Tübingen: Niemeyer. S. 55–78.

Becker, Thomas (2002): Zur neuhochdeutschen Dehnung in offener Tonsilbe. In: Restle, David/Zaefferer, Dietmar (Hg.): Sounds and Systems. Studies in Structure and Change. Berlin/New York: de Gruyter. S. 35–58.

Cangemi, Francesco (2014): Prosodic detail in Neapolitan Italian. Berlin: Language Science Press.

DAW = Krech, Eva-Maria/Stock, Eberhard/Hirschfeld, Ursula/Anders, Lutz Christian (Hg.) (2009): Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin/New York: de Gruyter.

Donegan, Patricia J./Stampe, David (1978): The syllable in phonological and prosodic structure. In: Bell, Alan/Hooper, Joan B. (Hg.): Syllables and Segments. Dodrecht: North-Holland Publishing Company. S. 25–34.

Duden 6 = Dudenband 6 (2015): Das Aussprachewörterbuch. Bearbeitet von Stefan Kleiner, Ralf Knöbl und Max Mangold, 7., komplett überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin: Dudenverlag.

Düwel, Klaus (2008): Runenkunde. 4. Auflage. Stuttgart: Metzler.

Eisenberg, Peter (2012): Das Fremdwort im Deutschen. Berlin, New York: de Gruyter.

Elspaß, Stephan (2012): Wohin steuern Korpora die Historische Sprachwissenschaft? Überlegungen am Beispiel des ‚Neuhochdeutschen'. In: Maitz, Péter (Hg.): Historische Sprachwissenschaft. Erkenntnisinteressen, Grundlagenprobleme, Desiderate. Berlin/New York: de Gruyter. S. 201–225.

Gilles, Peter/Moulin, Claudine (2003): Luxembourgish. In: Deumert, Ana/Vandenbussche, Wim (Hg.): Germanic Standardizations. Past to Present. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins. S. 303–330.

GWDA = Krech, Eva-Maria/Kurka, Eduard/Stelzig, Helmut/Stock, Eberhard/Stötzer, Ursula/Teske, Rudi (Hrsg.) (1982): Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.

Hockett, Charles F. (1976): The Reconstruction of Proto Central Pacific. In: Anthropological Linguistics 18/5, S. 187–235.

Hulst, Harry van der (1985): Ambisyllabicity in Dutch. In: Bennis, Hans/Beukema, Frits (Hg.): Linguistics in the Netherlands 1985. Dodrecht: Floris. S. 57–66.

Johnson, Keith (2007): Decisions and Mechanisms in Exemplar-based Phonology. In: Solé, Maria-Josep/ Beddor, Patrice Speeter/Ohala, Manjari (Hg.): Experimental Approaches to Phonology. Oxford: Oxford University Press. S. 25–40.

Kleiner, Stefan (2014): Die Kodifikation der deutschen Standardaussprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards. In: Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 273–298.

Kleiner, Stefan/Pröll, Simon (2014): Wortakzentwandel in Entlehnungen. Eine Beispielstudie zum Nutzen von Tiefenanalysen und „unsauberen" Korpora. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 81/3, S. 257–273.

Kohler, Klaus J. (1995): Einführung in die Phonetik des Deutschen. 2., neubearb. Aufl. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

König, Werner (2004): Die Aussprache des Standarddeutschen als Sprachkontaktphänomen. In: Munske, Horst Haider (Hg.): Deutsch im Kontakt mit germanischen Sprachen. Tübingen: Niemeyer. S. 175–201.

Krech, Eva-Maria (1968): Sprechwissenschaftlich-phonetische Untersuchungen zum Gebrauch des Glottisschlageinsatzes in der allgemeinen deutschen Hochlautung. Basel: Karger.

Lehnert, Martin (1990): Altenglisches Elementarbuch. Berlin/New York: de Gruyter.

Niebaum, Hermann (2000): Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Mittelniederdeutschen. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. 2. Teilband. Berlin: de Gruyter. S. 1422–1430.

Nübling, Damaris/Schrambke, Renate (2004): Silben- vs. akzentsprachliche Züge in germanischen Sprachen und im Alemannischen. In: Glaser, Elvira/Ott, Peter/Schwarzenbach, Rudolf (Hg.): Alemannisch im Sprachvergleich. Beiträge zur 14. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Männedorf (Zürich) vom 16.–18.09.2002. Stuttgart: Steiner. S. 281–320.

Nübling, Damaris (2006): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. Tübingen: Narr.

Maas, Utz (2002): Die Anschlusskorrelation des Deutschen im Horizont einer Typologie der Silbenstruktur. In: Auer, Peter/Gilles, Peter/Spiekermann, Helmut (Hg.): Silbenschnitt und Tonakzente. Tübingen: Niemeyer. S. 11–34.

Meyer-Eppler, Werner (1969): Grundlagen und Anwendungen der Informationstheorie. Berlin u.a.: Springer.

Mihm, Arend (2008): Zielnormenwechsel und soziodialektale Sprachdynamik. Beobachtungen am Beispiel der Auslautverhärtung. In: Christen, Helen/Ziegler, Evelyn (Hg.): Sprechen, Schreiben, Hören. Zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Wien, 20.-23. September 2006. Wien: Praesens. S. 13–35.

Peters, Robert (1973): Mittelniederdeutsche Sprache. In: Goossens, Jan (Hg.): Niederdeutsch: Sprache und Literatur. Eine Einführung. Band 1: Sprache. Neumünster: Wachholtz. S. 66–115.

Pétursson, Magnús/Neppert, Joachim (2002): Elementarbuch der Phonetik. Hamburg: Buske.

Pröll, Simon/Pickl, Simon/Spettl, Aaron (2015): Latente Strukturen in geolinguistischen Korpora. In: Elmentaler, Michael/Hundt, Markus/Schmidt, Jürgen Erich (Hg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart: Steiner. S. 247–258.

Pröll, Simon/Freienstein, Jan-Claas/Ernst, Oliver (2016): Exemplarbasierte Annäherungen an das Silbengelenk. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 44/2, S. 149–171.

Polenz, Peter von (1994): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band II. 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York: de Gruyter.

Ramers, Karl Heinz (1992): Ambisilbische Konsonanten im Deutschen. In: Eisenberg, Peter/Ramers, Karl Heinz/Vater, Heinz (Hg.): Silbenphonologie des Deutschen. Tübingen: Narr. S. 246–283.

Romaine, Suzanne (2002): Signs of Identity, Signs of Discord: Glottal Goofs and the Green Grocer's Glottal in Debates on Hawaiian Orthography. In: Journal of Linguistic Anthropology 12/2, S. 189–224.

Seidelmann, Erich (2009): Prosodische Merkmale deutscher Zweisilber und die Frage des Silbenschnitts. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 76/1, S. 55–65.

Seiler, Guido (2009): Sound change or analogy? Monosyllabic lengthening in German and some of its consequences. In: Journal of Comparative Germanic Linguistics 12/3, S. 229–272.

Siebs = de Boor, Helmut/Moser, Hugo/Winkler, Christian (Hg.) (1969): Siebs Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. 19., umgearbeitete Auflage. Berlin: de Gruyter.
bzw. de Boor, Helmut/Diels, Paul (Hg.) (1957): Siebs Deutsche Hochsprache Bühnenaussprache. 16., völlig neubearb. Aufl. Berlin: de Gruyter.

Schmidt, Oskar/Vennemann, Theo (1985): Die niederdeutschen Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 107, S. 1–20 & 157–173.

Stellmacher, Dieter (1981): Niederdeutsch. Formen und Forschungen. Tübingen: Niemeyer.

Szczepaniak, Renata (2007): Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache. Berlin/New York: de Gruyter.

Szczepaniak, Renata (2012): Lautwandel verstehen. Vom Nutzen der Typologie von Silben- und Wortsprachen für die historische und die synchrone germanistische Linguistik. In: Maitz, Péter (Hg.): Historische Sprachwissenschaft. Erkenntnisinteressen, Grundlagenprobleme, Desiderate. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 85–104.

Teepe, Paul (1973): Zur Lautgeographie. In: Goossens, Jan (Hg.): Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Band 1: Sprache. Neumünster: Wachholtz. S. 138–157.

Dr. Simon Pröll
Ludwig-Maximilians-Universität
Germanistische Linguisti
Schellingstr. 3 RG
80799 München
E-Mail: simon.proell@lmu.de

Dr. Stefan Kleiner
Institut für Deutsche Sprache
R 5, 6–13
68161 Mannheim
E-Mail: kleiner@ids-mannheim.de